

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 46. — Sonntag, den 13. November 1932.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 und Nr. 3243.

25 Jahre Auersberg

Von Curt Unger, Schriftführer des Erzgebirgsvereins.

Am 10. November vollendeten sich 25 Jahre, seitdem der Erzgebirgsverein auf dem Auersberg ein Berggasthaus errichtete. Es war dies das zweite vereinseigene Haus; das erste wurde durch ihn auf dem Fichtelberg erbaut und am 21. Juli 1889 durch den Gründer des Erzgebirgsvereins, Dr. Köhler-Schneeberg, geweiht. Die Weihe des Auersberghauses fand in Verbindung mit einer außerordentlichen Hauptversammlung am 9. und 10. November 1907 in Eibenstock statt. Am Tage der Weihe herrschte warmes, fast sommerliches Wetter, sodaß die Teilnehmer, die von Wildenthal aus zu Fuß auf den Gipfel des Berges stiegen, manchen Tropfen Schweiß lassen mußten, so wird über die Weihe in der Vereinszeitschrift „Glückauf!“ berichtet. In einer stattlichen Anzahl offener Landauer fuhren die Teilnehmer und Ehrengäste von Eibenstock bis nach Wildenthal. Der Stadtrat zu Eibenstock hatte in dankenswerter Weise zur Beförderung der Abgeordneten u. Ehrengäste die Summe von 200.— Mark zur Verfügung gestellt, und der Bruderverein Johannegeorgenstadt sandte eine Anzahl Wagen zur Ergänzung, so berichtet der Chronist weiter. Die Baukosten beliefen sich auf 31 703,50 Mark. Die Opferfreudigkeit der Zweigvereine war damals außerordentlich groß. Allein der Zweigverein Zwickau spendete die Einrichtung eines Zimmers im Werte von 2000.— Mark. Auch der Zweigverein Leipzig tat sich damals besonders hervor.

Ein schlichtes behagliches Heim für den Wanderer sollte das neue Haus auf dem Auersberg werden. Nach diesen Gesichtspunkten schufen Baurat Kemlein-Zwickau und Architekt Rinne-Zwickau die Pläne zu dem Haus, die Baumeister Jung-hans-Zwickau in gewissenhafter Weise zur Ausführung brachte. Wärme, Behaglichkeit und erzgebirgische Gemütlichkeit geht von den Räumen des Hauses aus. Hier fühlt sich der Wanderer mit Rucksack und Aermelweste heimisch nach anstrengender Wanderung durch die unendlichen Wälder des Auersbergmassives. „Da das ganze Gebäude, in seiner Ausführung „der verlorenen Waldeinsamkeit“ angepaßt und in heimischer Bauweise aufgeführt, jeden Besucher anheimeln wird, da das Innere dem Wandersmann eine rechte Heimstatt zu bieten verspricht, so darf wohl gehofft werden, daß fortan auch dem Auersberg Hause die Gunst der „fahrenden Leute“ beschieden sein und erhalten bleiben wird.

Diese zur Weihe des Hauses geschriebenen Worte haben auch heute noch, nachdem das Haus im Jahre 1914 bedeutend

vergrößert worden ist, ihre Berechtigung. Weder Kriegs- noch Inflationszeit, vor allem letztere mit ihren unangenehmen Begleitererscheinungen haben dem Auersberg Haus den Charakter eines gemütlichen Wandererheimes nehmen können. Das ist gut so. Wo die grünen Wipfel stämmiger Gebirgsfichten von allen Seiten ins Fenster leuchten, kann keine tanzdielenmäßige Stimmung aufkommen. Hier sind die schlichten Melodien unserer Heimatlieder der rechte Ton und für den Gast Erbauung und Zerstreuung. So war es die Absicht des Erbauers dieses Hauses, so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag, und so wird es bleiben, solange der Erzgebirgsverein der Besitzer ist.

Und so sei auch an dieser Stelle Curt Rambach's treffliches Gedicht über den Auersberg, betitelt: „Ob's uhm reengt, ob Sunneschein, off men Auersbarg i' fei!“ (zur Erinnerung an einen nassen Sommer verfaßt!) aus dem Büchlein „Wie hoot dr liebe Gott gemacht su schie mei Erzgebirg!“ wortgetreu wiedergegeben: „Bie gewannert durch de Walder, wu mr Schwamme, Beerle sich, gieng vorbei an Wiesenrännern, wu 's Johannisblümel blüht, nauf zum Auersbarger Türmel, dos sei Nabelmügel auf — Wie muß sei doch noch viel schenner, wens amol hert mit reenge auf! / Dort ne Rand naa rennt e Hasel, dann sei Fall wird nimmer treich, druhm vun Baamel singt e Joffig hascher 's schenfte Liedel eich un wie stolz rauscht 's Bucker Bachel, weils schafft su viel Wasser rei — Wie muß sei doch noch viel schenner, wenn in Wald de Sunn scheint nei! / Satt, dr Auersbarg ward freindlich, nimmt sei Nabelmügel roo, un de Sunn, su warm un goldig, treicht gleich alles wieder oo. Geeder Vogel pfeift's vun Baamel un aa iech bleib fest drbei: „Ob's uhm reengt, ob uhm de Sunn scheint, off men Auersbarg i' fei!“

Fast ebenso lang wie das Haus steht, ist Herr Max Teller der Bergwirt. Ihm ist es mit zu danken, wenn das Haus seinen Charakter als Wandererheim bis heute behalten hat.

Im Hinblick auf die Schwere der Zeit hat der Erzgebirgsverein davon abgesehen, des Tages in einer besonderen Feier zu gedenken. Er gibt nur dem Wunsche Ausdruck, daß das Auersberg Haus auch fernerhin ein gernbesuchtes Berggasthaus sein möge und daß sich alle in ihm wohlfühlen, die es betreten und in ihm zu Gäste sind.



• AUERSBERGHAUS MIT NEUEM ANBAU •

Der Herrgottselengel

Aus „Erzgebirgische Dorfgeschichten“ von Karl May.
(2. Fortsetzung.) (Fortsetzung folgt.)

Das Mädchen traf mit dem Geliebten zusammen, noch ehe er das Dorf erreicht hatte.

„Ist dein Vater zu Haus?“ fragte er.

„Ja. Willst vielleicht zu ihm?“

„Ja. Hat er heut von mir gesprochen?“

„Nein. Warum?“

„Hast ihn lieb, Selma, wirklich und wahrhaftig lieb, deinen Vater?“

Sie blickte, befremdet über diese Frage, zu ihm empor. Sein Gesicht sah erhitzt aus, und in seinem Auge lag es wie ein mächtiger, nur mühsam zurückgehaltener Grimm. Einen solchen Blick hatte sie bei dem sanften, ruhigen Mann noch nie gesehen. Sie hatte sich im Gegenteil immer für willenskräftiger und entschlossener gehalten als ihn.

„Was ist mit dir, was soll diese Frage bedeuten?“

„Gib Antwort, Selma, damit ich weiß, was ich zu dir zu sagen hab! Hast ihn lieb, so gern, wie man den Vater haben muß, so lieb, wie dir die Mutter war?“

Sie senkte das Auge und schwieg.

„Sag es, Selma! Wer ist dir lieber, er oder ich?“

„Du!“ antwortete sie leise und zögernd, als begehe sie mit diesem Geständnis eine schwere Sünde.

„Ja, so ist's, ich weiß es! Er ist ein Tyrann im Dorf und ein Tyrann in seinem Haus, auch gegen dich. Er hat deine Kindesliebe ermordet und erschlagen; du magst es nur nicht gestehn, dir selbst nicht und andern erst recht nicht. Und weißt, was er noch ist, Selma?“

„Was?“ fragte sie bangend.

„Ein Betrüger ist er und ein Fälscher, ein Schuft und Schurk, so lang und groß er gewachsen ist, und ein Mörder und Dieb dazu, der dem Vater das Leben verkürzt und mir den Wechselbrief gestohlen hat, der mich verderben soll. Und so ein Spitzbub ist Obrigkeit im Ort, weil er das Erb- und Lehn-gericht besetzt!“

„Am Gottes willen, Ludwig, was ist geschehen, daß du über ihn so ganz aus Rand und Band geraten bist?“

„Paß auf, was ich dir sag! Er wird es leugnen und verdrehn, aber es ist dennoch und wahrhaftig so, wie ichs erzähl. Du weißt, ich sag gar niemals eine Lüg.“

Er berichtete ihr von dem gestrigen Abend in raschen, fliegenden Worten, erwähnte kurz, daß er jetzt beim Rechtsanwalt gewesen sei und nun zum Richterbauer wolle, und eilte dann in weiten, schnellen Schritten davon. Sie vermochte nicht, ihn zu halten. Der Gedanke an den verhängnisvollen Wechsel nahm ihn so in Anspruch, daß er kaum Zeit zum gewohnten Gruß fand.

Auf dem Hof angekommen, erfuhr er, daß der Richter sich in seiner Schlafstube befinde. Er stieg die Treppe empor, obgleich er wußte, daß der Zutritt zu diesem Zimmer ohne alle Ausnahme jedermann verboten sei. Ohne anzuklopfen öffnete er die Tür. Der Bauer saß vor einem kleinen Schränkchen, das auf dem Tisch stand. Es war aus der Wand gezogen; ein kurzer, unwillkürlicher Blick belehrte Ludwig, daß er ganz zufällig ein Geheimnis entdeckt habe. Das mit Holz bekleidete, viereckige Loch in der Mauer war bedeutend tiefer als der Schrank. Es lagen allerhand Papiere darin, die jedenfalls gut aufgehoben waren, wenn das Kästchen eingeschoben wurde.

„Was soll's? Was willst? Wie kannst in diese Stube hereinkommen?“ fragte der Bauer zornig, indem er sich erhob.

„Hab keine Zeit, zu warten, bis Ihr herunter kommt, Richterbauer. Ich wollt mich nur erkundigen von wegen dem Wechselbrief, den Ihr gestern aus Versehen mitgenommen habt, anstatt ihn bei uns hinzulegen!“

„Versehn? Meinen Wechselbrief hinlegen? Du bist wohl gar nicht recht bei Trost, daß du meinst, ich will euch das Papier

zurücklassen! Da wär doch mein schönes Geld verloren, das ich aus lauter Güt und Freundschaftlichkeit deinem Vater vorgesprochen hab!“

„So!“ Der junge Mann rang nach dem fehlenden Atem, ehe er weitersprechen konnte. „Wer ist also der Schuldner, wer hat die zweitausend Taler zu zahlen, Richterbauer, Ihr oder ich?“

„Du, natürlich du! Oder glaubst du etwa gar, daß ich auf meinen Sechzigtausendtalerhof hab Geld leihen müssen vom Schmugglergruhl? Verrückt genug wärst vielleicht doch dazu!“

„Ja, zum Verrücktwerden ist's, Hobuschguster, gradzu zum Verrücktwerden, diese gemeine Schlechtigkeit von Euch! Boshafter kann kein Räuber und kein Mörder sein, als Ihr, und diese Wechselgeschichte ist ein richtiger Totengräberstreich, der einen unter die Erde zu bringen vermag! Erst habt Ihr den Vater in Sünd und Schuld geführt, das weiß das ganze Dorf, und nun wollt Ihr auch den Sohn verderben. Habt Ihr kein Gewissen?“

Der Richter trat auf ihn zu und senkte den scharfen, drohenden Blick fest in sein loderndes Auge.

„Hör, Burck, nimm dich ein wenig mehr zusammen, sonst könnt es dir leicht an den Kragen gehn! Dein Vater war mein Schulkamerad und auch sonst und später ein guter Freund von mir, drum mag dir auch dein Wort einmal zugut gehalten sein, aber nur dies eine Mal, merke genau! Er hat gern in ein Häusle kommen wollen und mir so lang gute Wort gegeben, bis ich bereit war, ihm das Geld dazu zu geben. Ich hab's aus Lieb und auch ganz ohne Zins getan. Gestern nun hat er den Tod gefühlt und ist so ehrlich gewesen, nach mir zu schicken, weil ich über die Schuld bisher nichts in der Hand gehabt hab. Auf seinen Befehl ist die Urkund von dir unterzeichnet worden; du erbst das Haus und auch die Pflicht, mich zu bezahlen. So ist's. Er hat noch vor der Unterschrift den Wechselbrief gelesen und du auch, das kannst nicht leugnen, und wenn du nicht gesehen hast, was du unterschreibst, so kann mich nur die Botengundel und der Herrgottselengel dauern, daß sie so einen unfundigen und leichten Kerl in ihren Dienst genommen haben. Jetzt geh und komm mir nimmer ins Haus! Den Wechsel wirst schon bald zu sehn bekommen!“

„Also ist's wirklich so gemeint, Hobuschguster? Und Ihr denkt, mich dichtig damit abzuspiesen?“ Er sprach langsam und ruhig, aber diese Ruhe war eine solche, wie sie dem Sturm voranzugehn pflegt. „Ich bin heut in der Stadt beim Rechtsanwalt gewesen und hab ihm die Sach genau erzählt. Er hat mir einen Wechselbrief gebracht, auf den ich schreiben muß, was ich gestern Euch geschrieben hab, und darauf gemeint, wenn es so sei, wie ich erzähl, so sei der reiche Richterbauer ein ganz gefährlicher und abgeseimter Spitzbub, vor dem sogar der Schinderhannes sich vertriehen müßt, aber machen könnt ich nichts gegen ihn, den Wechsel müßt ich zahlen, selbst wenn ich eine Anzeig machen wollt; ich hab ja keine Zeugen. Aber verklagen werd ich Euch dennoch — oder — ich bring lieber gleich jetzt die Sach zu End. Der Wechsel wird wohl hier zu finden sein; gebt ihn heraus!“

Mit einem raschen, entschlossenen Schritt stand er vor dem Bauer. Dieser wich keinen Zoll breit zurück. Der Grimm, der bei den Worten Ludwigs in sein Gesicht gestiegen war, wich einem ruhigen, verächtlichen Lächeln.

„Willst mich etwa erschlagen und nachher das Papier fortnehmen? Der Raubmord ist zu vielem gut, sogar zum Zuchthaus und zum Galgen! Schlag zu, Schmugglergrulhsbub; es ist kein Zeuge vorhanden! Nachher heiratest die Selma und wirst Richterbauer. Schlag zu!“

„Die Selma?“ fragte der junge Mann, zurücktretend. „Guster, daß Ihr diesen Namen nennt, das ist ein Glück für Euch und auch für mich!“ Er holte tief Atem, als sei eine große Gefahr an ihm vorübergegangen. „Nein, vergreifen werd ich mich nicht an Euch, dazu ist mir meine ehrliche Hand zu gut, sondern es bleibt bei dem, was ich vorher gewollt hab: ich werd Euch verklagen.“

„Warum bist du nicht gleich in der Stadt geblieben und aufs Gericht gegangen? Hast dich wohl vor dem Haus gefürchtet?“

„Aufs Gericht? Nein, dahin geh ich nicht, sondern an einen bessern Ort, wo ein Gesetz gilt, das keine Hintertür hat. Ich verklage Euch beim Herrgottsel. Gleich jetzt werd ich den Brief aufschreiben und ihn heut abend in den Kasten tun. Paßt auf, Hobuschguster! Um zwölf wird die Latern herniederleuchten, und morgen schon ist Euer Urteil fertig!“

„Beim Herrgottsel?“ Er lachte höhnisch auf. „Denkst wirklich, daß der richtige Herrgott im Himmel den Kasten an das Kreuz genagelt hat? Wer weiß, was für ein armseliger Strolch euch alle an der Nase herumführt! Vor dem ist mir nicht angst!“

„Ihm wohl auch nicht vor Euch! Er mag sein, wer er will, aber er hat schon über zwanzig Jahr einem jeden geholfen, der seines Beistands wert gewesen ist; er wird Euch kennen und mich nicht verlassen!“

„So!“ Er griff hinter sich und nahm ein Papier zur Hand. „Dann will ich dir gleich einmal zeigen, was ich von dem großen Helfer denk. Hier ist der Wechselbrief; wenn ich ihn vorzeig, mußt du ihn bezahlen. Gilt's jetzt, oder soll ich nachher in deine Wohnung kommen?“

„Solange ich das Haus noch hab, ist's Euch verboten, Hobuschguster. Ich hab die Selma lieb und möcht gern Rücksicht auf sie nehmen aber ich weiß, daß Ihr sie mir nimmer gutwillig gebi, und so wollen wir gleich unsern Strauß beginnen. Sie wird mein, wenn ich ihn gewinn!“

„Das macht mir keine Sorg! Also hier ist der Brief; schau ihn an; ich will mein Geld. Hast welches?“

„Nein, ich kann nicht zahlen!“

Die beiden erst so erregten Männer waren jetzt scheinbar ruhig geworden; ihre Worte erklangen fast in geschäftlichem Ton.

„Nicht? So geb ich dir Zeit bis übermorgen früh.“

„Ich hab auch dann kein Geld.“

„So laß ich dich pfänden. Ich hab noch heut ein Geschäft in der Stadt und werd dabei gleich den Wechselbrief dem Notar übergeben. Soll ich vielleicht befehlen, daß dir immer eine Stub im Armenhaus geöffnet wird?“

„Wartet noch ein wenig!“ Ludwigs Stimme konnte doch ein zorniges Leben nicht verbergen. „Wir wollen erst sehn, wer mächtiger ist, Euer Notar oder mein Herrgottsel.“

„Das kannst versuchen! Aber mach den Brief recht schön und seß ein Hochgeboren daran, denn dein Rechtsanwalt kommt aus den Wolken herab. Bist nun fertig?“

„Ja, ich kann gehn, denn was ich Euch noch über den Tod des Vaters fragen könnt, das werdet Ihr mir doch nicht beantworten.“

„So geh und komm mir ja nicht wieder! Und läßt du dich ein einziges Mal bei meinem Mädchen blicken, so wirst sehn, was geschieht! Marsch fort, Herrgottselreiber!“

„Leb wohl, Totengräberguster; komm gut zum Notar und erstick nicht unterwegs an deiner Schlechtigkeit!“

Er ging. Sein Inneres war äußerst aufgeregt, und der Zorn verdunkelte ihm die Augen, so daß er Selma, die an der Haustür ängstlich seiner harrete, fast gar nicht bemerkte.

„Halt, wirf mich nicht über den Haufen!“ meinte sie. „Bist wohl gar droben in der Oberstub gewesen?“

„Ja. Ich geh heut um Mitternacht zum Herrgottsel. Komm hinauf in die Zech, Selma; ich soll nicht mehr mit dir sprechen!“ erwiderte er und eilte, ohne ihr weiter Rede zu stehn, davon.

Da erscholl auch schon aus dem Hoffenster die Stimme des Richters, der dem Knecht zurief:

„Spann die Braunen schnell an das Rollwägle; ich muß noch nach der Stadt!“

Nach einiger Zeit kam er herunter und trat zu Selma in die Küche, wo sie das Abendbrot bereitete.

„Sag nachher dem Klapperbein,“ gebot er, „er braucht mich nicht an die Zeit erinnern; ich hält den Tag auch ohne ihn gewußt! Und für dich hab ich auch etwas: mit dem Schmuggel-Ludwig ist's von jetzt an aus, daß dus nur weißt. Treff ich

euch irgendwo beisammen, so ist dein Brot gebaden! Nicht dich danach; du weißt, ich sag nichts zweimal, sondern es fällt Blik und Donner ganz auf einen Schlag!“

Sie wandte sich ihm zu, um einen Einspruch zu erheben; er aber achtete nicht auf diese Bewegung, sondern schritt nach dem Hof, wo er in dem schon bereitstehenden Wagen Platz nahm. Die Pferde zogen an, das Geschirr fuhr zum Tore hinaus und rollte auf dem Weg zur Stadt dahin.

Noch niemals war Selma mit so schwerem Herzen nach dem Kirchhof und von da zurückgegangen. Ludwig hatte die Wahrheit gesagt; sie konnte den Vater nicht liebhaben; sie fürchtete ihn nur. Er war so stolz auf den Richterhof und ließ es ihr entgelten, daß sie ein Mädchen war, auf das er Besitz und Amt zugleich nicht vererben konnte. War der schreckliche Betrug, den er an Ludwig verübt haben sollte, wirklich eine Tatsache, oder lag vielleicht doch auf dessen Seite eine Täuschung vor? Sie fühlte sich unglücklich über ihren Zweifel und war fest entschlossen, trotz des väterlichen Verbots um Mitternacht im Zechenhaus zu sein.

Die Stadt lag nicht weit vom Dorf, und der Richter kehrte bald wieder zurück. Als die Stunde gekommen war, in der er nach dem Wirtshaus zu gehn pflegte, sagte er Gutenacht und verließ den Hof. Nachdem er sich vorsichtig umgesehen hatte, ob er bemerkt werde oder nicht, ging er um diesen herum und schlug den Fußpfad nach dem Gottesacker ein. Das Gittertor war verschlossen. Er sprang über eine schadhafte Stelle der Mauer und schritt auf das Häuschen zu, das seine Geburtsstätte und für seinen Hochmut ein Gegenstand der ärgsten Erinnerungen war.

Aus dem Winkel hinter dem Haus klang das Summen eines Sterbeliedes; es verstummte beim Nahen seiner Schritte.

„Ist wer da?“ fragte es zwischen den Büschen hervor.

„Ja. Komm heraus, Anton!“

„Was willst? Sag deinen Namen!“

„Ich bins, der Guster!“

„Schon recht. Wart, ich komm gleich!“

Das Gesträuch teilte sich, und die lange, schmale Gestalt des Klapperbeins wurde trotz des abendlichen Dunkels sichtbar.

„Bringst das Geld?“

„Ja. Hast mich gestern doch durch die Selma gemahnt, so daß ich vorhin in die Stadt gefahren bin, um das Fehlende zu borgen. Soll ich es dir vorzählen?“

„Nein; gib her und wart! Ich bring die Quittung heraus.“

Ein leises, metallisches Klingen ließ sich vernehmen; dann trat Klapperbein in das Haus. Durch die kleinen Fenster leuchtete einen Augenblick lang der trübe Schein einer Dellampe. Sodann wurden die Türen verschlossen. Als der einsame Bewohner des Kirchhofes wieder zum Vorschein kam, hielt er dem Richter ein Papier entgegen.

„Hier hast die Quittung. Leb wohl bis übers Jahr!“

„Kannst wohl gar nimmer „Schön Dank!“ sagen für die schwere Leistung, die du so ruhig entgegennimmst, als wärs ein Kagenpfennig?“

„Habs nicht nötig! Gut Nacht!“

„Es wird mir bei der jetzigen schlechten Zeit fast zu schwer, dem Land die tausend Taler jährlich abzurufen. Kannst nicht ein Weniges davon heruntergehn?“

„Tausend Taler. So steht's geschrieben und so bleibts!“

„Dann bring ichs das nächste Mal wohl gar nicht zusammen.“

„So nehm ich den Hof wieder zurück; er trägt mir dann das Doppelte ein. Gut Nacht!“

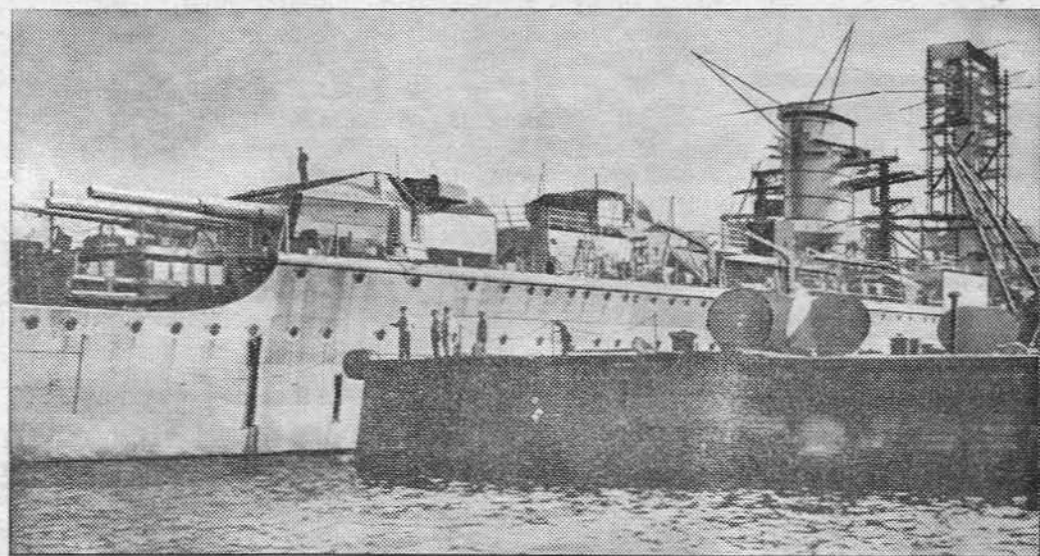
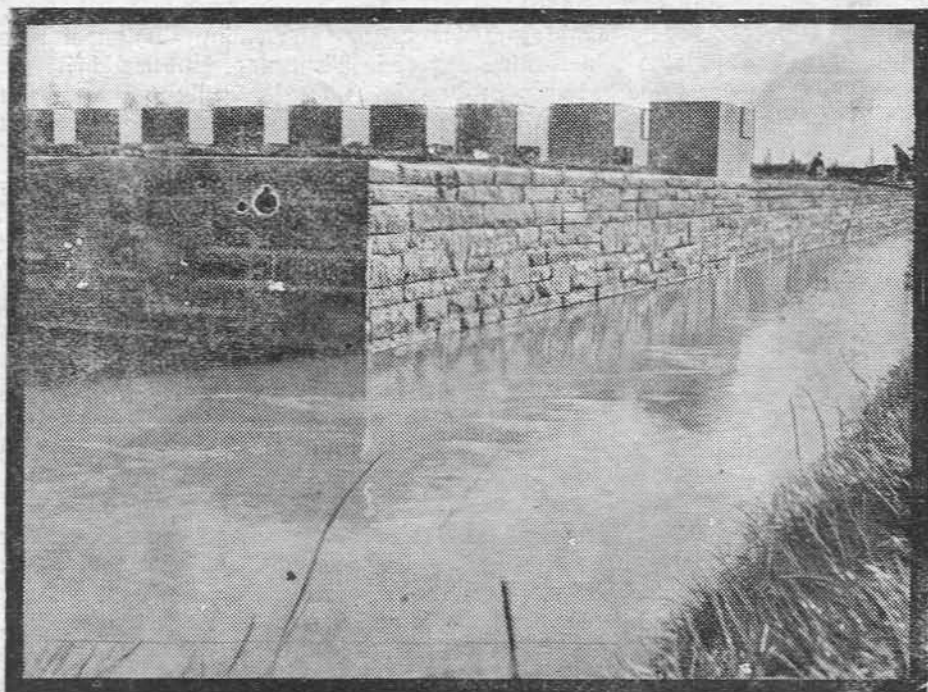
Er trat in das Haus, wendete sich aber unter der Tür noch einmal zurück:

„Hobuschguster, sei mild und gerecht im Amt, sonst kann ichs nicht länger verantworten, daß ich dir den Richterhof gegeben hab. Ich hoff, daß ich übers Jahr nicht wieder so zu sagen brauch!“

Er schlug die Tür hinter sich zu und schnitt damit dem Bauer die Entgegnung ab.

(Fortsetzung siehe Seite 6 und 7.)

Bilder aus aller Welt



Zum Erinnerungstag an die Toten von Langemark.

Am 13. November wird überall in Deutschland die Erinnerungsfeier für die Toten der jungen Kriegsfreiwilligen-Regimenter begangen, die bei dem flandrischen Dorf Langemark 1914 mit dem gemeinsamen Liede: „Deutschland, Deutschland über alles“ gegen die starken englischen Linien stürmten. — Unsere Bilder (oben links): Blick auf die Umfassung des Friedhofes in Langemark mit den Gedenksteinen der einzelnen Regimenter; rechts: Eines der vielen tausend deutscher Heldengräber, die sich auf dem Friedhof von Langemark aneinanderreihen.

Panzerkreuzer „Deutschland“ fast fertiggestellt.

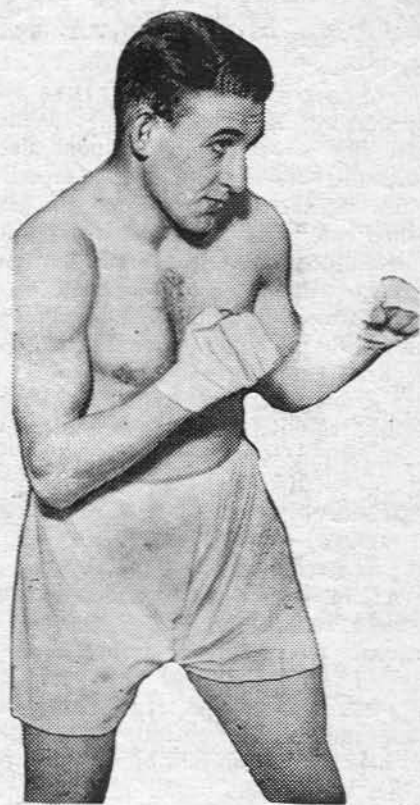
Nebenstehendes mittleres Bild zeigt uns das Panzerschiff auf der Schleppfahrt ins Trockendock, wo nach der bereits erfolgten Fertigstellung der Oberbauten jetzt die riesige Schiffschraube eingesetzt wird und das Schiff einen neuen Bodenanstrich erhalten soll.

Das Leonardi-Fest in Tölz (Oberbayern).

Nebenstehend zeigen wir im Bilde einen Festwagen mit Bäuerinnen in der malerischen oberbayerischen Tracht beim Leonardi-Fest, das alljährlich an dem Namenstag des Schutzheiligen der Pferde abgehalten wird. Zu diesem Fest kommen von weither die Bauern mit ihren Pferden nach Bad Tölz, um sie auf dem Kalvarienberg segnen zu lassen.

Die Olympia-Fechtmeisterin Ellen Preiß in Berlin.

Die Berliner Sportkameradinnen empfangen in ihren Fechtkleidungen die Olympia-Siegerin (Mitte) bei ihrer Ankunft in der Reichshauptstadt, wo sie aus ihrer jetzigen Heimat Wien eintraf, um bei dem Fest der Sportpresse ihr großes Können zu zeigen.



Geelig schlägt den Europameister- schafts-Anwärter überlegen nach Punkten.

Der deutsche Meister im Mitteltgewicht, Erich Seelig, vermochte in Berlin den Belgier René Devos klar nach Punkten zu besiegen. René Devos, der frühere Europameister, wird in wenigen Wochen zu einem Herausforderungskampf um die europäische Mitteltgewichtsmeisterschaft antreten. Durch seinen überlegenen Sieg hat Seelig berechnete Anwartschaft, dem jetzigen oder neuen Europameister ebenfalls in einem Kampf um den Titel gegenübergestellt zu werden.



60 Jahre ist jetzt Berlins Potsdamer Bahnhof alt.

Der Potsdamer Bahnhof in Berlin, durch den alljährlich Hunderttausende Reisender, vor allem aus Mitteldeutschland in der Reichshauptstadt ankommen, wird in seiner jetzigen Gestalt in diesen Tagen 60 Jahre alt. Unsere Bilder zeigen oben den Bahnhof in seiner jetzigen Gestalt; unten: So sahen die primitiven Anlagen aus, die von 1838 bis 1872 an der Stelle des heutigen Großbahnhofs standen.

Dieser trat einen Schritt vorwärts, als wolle er ihm folgen, um die scharfen Worte zurückzugeben, drehte sich aber mit einer raschen Bewegung herum und verließ mit absichtlich lauten Schritten den Kirchhof auf dieselbe Weise, wie er ihn betreten hatte. Draußen blieb er halten.

„So, jetzt denkt er, ich bin fort; aber ich fehr heimlich zurück und belausch ihn! Ich muß wissen, wo er das Geld aufbewahrt! Tausend Taler Zins so lange Jahr hindurch, das ist eine Summe, die hier im Dorf kein einziger beisammen hat! Das Essen bekommt er von mir noch besonders, — weiter braucht er fast nichts — und ist also ein steinreicher Mann, trotz seiner lächerlichen Armetei. Ich hätt ihn nach dem Gesek gleich damals verklagen sollen; jetzt kann ichs nimmer tun. Er weiß das auch so gut wie ich und fängt darum an, widerwärtig zu tun. Vielleicht nimmt er mir gar einmal den Hof, der erst nach seinem Tod ganz richtig mein sein soll, und dann — ja, dann ist keine Sünd, wenn ich mir meinen Pachtzins wieder hol!“

Er ging leise eine kurze Strecke an der Mauer hin, stieg an einer andern Stelle über sie hinweg und schlich sich wieder zum Totengräberhaus zurück. Den Hauptgang her erklangen Schritte. Der Klapperbein war es, der sie verursachte.

„Schau den Fuchs, wie klug und vorsichtig er ist!“ murmelte Hobusch. „Er traut mir wahrhaftig nicht und ist mir nachgegangen, ob ich den Gottesacker auch wirklich verlassen hab. Wart, du sollst schon bald inne werden, daß der Richterbauer auch kein Dummkopf ist, und deinen Talerplatz, den werd ich sicher noch heut entdecken!“

Er trat an den Fensterladen, um zu sehn, ob er nicht durch eine Spalte in die Stube zu blicken vermöge. Der Klapperbein hatte sich an den Tisch gesetzt, das Geld beiseite geschoben und blätterte in alten Kalendern herum.

„Da kann ich warten und harren, bis es ihm einfällt, den Zins wegzulegen! Aber ich geh nicht eher fort, als bis ich weiß, wohin er ihn tut. Ich hab ja Zeit; zu Haus denken sie, ich bin in der Schenk, und dort meinen sie, daß ich heut gar nicht fortgegangen bin.“

Er wurde auf eine harte Geduldsprobe gestellt; eine Viertelstund verging nach der andern, und die Mitternacht war schon nah, als er endlich von dem Laden zurücktrat.

„Jetzt ist er aufgestanden und hat das Geld gefaßt. Die Blendlaterne ist angezündet; er kommt damit an die Haustür!“

Er hatte sich nicht getäuscht. Der Klapperbein trat, die Laterne verhüllend, aus dem Haus, horchte einige Sekunden lang in die stille, lautlose Nacht hinaus und verschwand dann in der Ecke, die seinen gewöhnlichen Aufenthalt bildete.

Der Richter zögerte noch kurze Zeit, dann huschte er an das Gebüsch, bog die Zweige so geräuschlos wie möglich auseinander und lugte vorsichtig hindurch. Der dreieckige Raum lag so vollständig im Dunkeln, daß nicht das geringste zu erkennen war; aber tief unten aus der Erde drang ein spärlicher Lichtschein herauf, — er kam aus dem Grab, das der Klapperbein neben dem Hügel der Geliebten für sich bereitet hatte. Der Lauscher schob sich näher und blickte über den Rand in die Tiefe hinab. Eine Leiter führte hinunter. Die Grube hing an ihrem Grunde mit dem Grabe Elsas zusammen, deren Sarg bei dem Schimmer der Laterne deutlich zu erkennen war. Unter seinem Boden mußte sich eine Vertiefung befinden, denn der Klapperbein zog eben den Arm daraus hervor, er hatte das Geld hineingelegt.

„Nun hast du wieder tausend Taler zu bewachen! Zu dir wagt sich kein Dieb, und das Geld ist ja nicht mein, sondern dein. Ich bin tot und du lebst! Ich hab mich zu Tod gesündigt, und du mußt Gutes tun, damit meine arme Seel zu Gnaden angenommen wird!“ klang es dumpf empor.

Der Richter hatte genug gesehn und zog sich eiligst zurück. Sein Lauf zwischen den Gräbern hindurch war fast eine Flucht zu nennen, und als er außerhalb des Kirchhofs stand, atmete er in einem so tiefen, keuchenden Zug auf, als sei er der ihm aus dem Grab entgegengährenden Verdammnis entronnen.

„Das war er, der Sarg, in dem sie — sie — sie liegt, in den der Vater damals ihr — ihr — ihr verschmetterte Leich

hineingebeftet hat. Ich konnt nicht dabei sein; ich konnts nicht ersehn! Nun steckt er das Geld zu ihr, damit sie es bewachen soll, der verrückte Richterbauers-Anton, und wenn ichs haben will, muß ich hinabsteigen und es ihr rauben. Die Höll ist nicht schwerer und schlimmer, als das!“

Er schritt vorwärts. Je weiter er sich vom Kirchhof entfernte, desto mehr legte sich seine Aufregung.

„Und ich tus doch! Ich hol es mir, und wenn sie gleich selbst leibhaftig und lebendig dabeisitz und es mir verwehren will. Wer tot ist, der ist tot! Sie kann ja nimmer aus dem Sarg hervor und sich vor mich hinstellen, um mir vorzuhalten, daß — daß — halt, da brennt auf einmal die Laterne droben beim Herrgottle! Die hat der Ludwig angesteckt und seine Anklag in den Kasten getan. Soll ich hinauf?“

Er blieb sinnend stehen und blickte zur Halde empor, von wo das Licht am Herrgottskreuzle klar und mild herniederleuchtete.

„Wer mag der Herrgottesengel sein? Vielleicht hätt er doch Lust, dem Ludwig zu helfen; denn der Bub hats allen angetan, und jeder ist ihm gut. Wenn ich den Brief herausnehm aus dem Kasten, so ist der Sach am besten vorgebeugt. Ich steig hinauf; ich brauch mich doch beileibe vor dem Zechenhäusle nicht zu fürchten, wo damals — —“ er stockte und fügte dann hinzu: „Es ist gar nicht nötig, hineinzutreten; ich nehm den Brief und geh wieder fort. Der Ludwig ist längst schon wieder in das Dorf hinab.“

Er klonn an der Seite des Berges bis zu dem Strauchwerk empor, aus dem die Haldenplatte hervortrat. Die kleine Fläche wurde von dem Licht am Herrgottle erleuchtet, und es war ringsumher keine Spur von der Anwesenheit eines Menschen zu erkennen. Er duckte sich nieder, damit er vom Tal aus nicht etwa gesehn werde, glitt bis an das Kreuz, öffnete das Kästchen und zog den darinliegenden Brief hervor. In gebeugter Stellung wieder zurückeilend, hatte er die Sträucher fast erreicht, als behende eine Gestalt aus dem Zechenhaus herbeisprang, und sich ihm in den Weg stellte.

„Willst wohl den Herrgottesengel spielen, Hobuschguster? Warum vergißt da die Laterne auszublafen? Das ist ja das Zeichen, daß der Engel den Brief empfangen hat!“

Erstrocken, fast wie vom Schlag gerührt, streckte der Angeredete die abwehrenden Hände von sich. Bald aber hatte er den Sprechenden erkannt.

„Der Ludwig!“ rief er. „Fast hätte ich geglaubt, es sei der Engel Gabriel! Statt dessen aber ist nur der Schmuggelgruhlsbub. Was willst von mir?“

„Gib die Anklag heraus; sie gehört in den Kasten!“

„Warum nicht? Ich hab keine Furcht vor ihr; aber da ich sie einmal ergriffen hab, so werd ich sie zuvor erst lesen. Vielleicht kann ich vom Herrgottle seinem Briefschreiber etwas lernen.“

„Der Herr Richterbauer hat nichts mehr zu lernen; er kann alles, sogar den Wechselbetrug und den Briefraub. Also nun willst auch noch den Herrgott bestehen? Ich will dich nicht darüber zur Red stellen, denn bei mir liegt eine Leich zu Haus, die dich im Himmel schon verklagen wird; aber den Brief gibst heraus, sofort, wenn du nicht willst, daß ich mir ihn von dir nehm!“

„Du — von mir? Versuchs einmal, den Richterbauer anzugreifen! Der Brief handelt von mir, und so muß ich wissen, was du darin geschrieben hast. Geh fort, sonst zeig ich dir den Weg!“

„Heraus damit, sonst zeig ich dir, wem er gehört!“

Er langte nach dem Papier. Der Richter schlug ihn auf den Arm, daß dieser nieder sank. Im nächsten Augenblick hatten sie sich gefaßt. Da rief es zitternd und bittend aus der Nähe:

„Laß ihn los, Ludwig; laß ihn los; es ist der Vater!“

„Wer ist das?“ brauste der Richter auf. „Das ist ja die Selma!“ Er nahm die Hände vom Gegner zurück und ließ vor Ueberraschung den Brief fallen. „Weißt, was ich dir heut gesagt hab? Bliß und Donner kommen auf einen Schlag! Paß auf, Herrgottesengel, wie der Richterbauer sich Gehorsam zu verschaffen weiß!“

Er ergriff das Mädchen und riß es zu Boden. In diesem Augenblick huschte ein Schatten gedankenschnell über die Fläche. Der Brief wurde aufgegriffen; die Lampe verlöschte im Nu, und eine tiefe, dröhnende Stimme antwortete:

„Paß auf, Richterbauer, wie der Herrgottselengel seine Bittsteller schützt!“

Eine hohe, im Dunkel der Nacht riesengroß erscheinende Gestalt fuhr vor ihm aus der Erde empor; ein schwerer, schmetternder Schlag streckte ihn zu Boden nieder, und dieselbe Stimme erklang:

„Der Herrgottselengel hat euern Brief empfangen! Schlaft ruhig, ihr Kinder. Gute Nacht!“

Nooch'n Feierohnd



Ene Räs' ins böhmische Bier

Wos for narsch Zeig ne Menschn alles su off dann bisse: Ardsbuden passiern fa, ganz besonneresch wenn 'r sich in e bissel agehackten Zustand befind', will iech Euch emol drzehln. Mei Freind Edeward, dar zu die Bieln gehäret, die wag'n e paar Tippeln Pilsner oder aa Egerer oder wie all dos gute Geföff esu hääst, die paar Shtunden Laafen oder aa Fahrt net scheie, im nár drübn über dr Gränz e paar solche Tapp nunnerwäng ze kánne, hatt vor eniger Zeit wieder emol enn von sein'n beliebten Schrizern noch dr un über dr Gränz gemacht, ausnahmsweis' mit dr Eisenbah mit Retourbillet. Ob 'r schie ene Ahning gehatt hot, doß 'r net uhne Hindernis wieder ehemme komme wár, weil 'r grod an dann Tog su enn saumaking Durst un Appetit nooch dann drümmigen Geföff hatt; kurz un gut, 'r hatt doch zur Fürsorg dos Retourbillet bei sich. In dare Kneip über dr Gränz, wu 'r sonst immer hieging, — mr wolln se mol „Eisenhammer“ nenne —, hoot 'r su e zahne oder zwölfe von die halbn Litter nunnergewárgt, weil ersch von die annern, die aa regelmáßig nieberginne un wos 'r salberscht schu ausgeprobiert, immer wieder gehárt hatt, doß, je mehr mr dort drübn über dr Gorgel kippt, von Glos zu Glos dos Bier immer billiger ward un 's Fahrgald su dodrbei wieder rauskimmt. Weil's Bier drübn im su viel billiger is, wie bei uns, is doch aa su ene Annahme uhne weitersch gerachtartigt. Mei Freind hoot nu in aller Shtill sei Duzend nunnergeschütt, hoot bezohlt un is in dann angenahm' Gefiehl, doß ne nu de Hemmfahrt — agenomme, 'r hätt in sein Shtammlokal drhamm ab'nsuviel odr bluß de Hálft getrunken — überhaupt nisch kost, von dare Kneip fortgange. 's war mittlerweile finstér worn. Trogdam mei Edeward doch en immerhie wirbeling Kopp hat, wos 'r in dr frischen Ohmdluft erscht merket, wußt 'r doch, doß 'r noch ene Shtund Zeit hatt bis zun lezten Zug un überlegt sich, doß 'r, um senn Kopp e bissel klarer ze friegn, ganz gut bis zur übernáchstn Shtation giehé kánn, im noch zeracht ze komme. Er sappet nu off dr Shtroß hie noch dann alten Grundsatz aller „mühselig Beladenen“: „Hübn un drübn is meine, un in dr Mitte is deine“ (wubei 'r sich immer su geschwind, wie's nár möglich war, wieder über dr Mitte wag noch dr Seit nüber machet). Immer mit senn Dunstkübel vornewagt kam 'r — un 's is wunnerbar, wie dr ageborne Inchtinkt selbst enn mit enn Schwipps richtig führt — off enn Waldweg un über Baamwurzeln, über die 'r allemol mit enn gewissen Schwung wackkam, in dann Lichtschein von dr Bahnstation, von dar 'r waghahn wollt. De Richtung hatt 'r also doch richtig rausgekriegt, nár war'schn, als wenn 'r kurz zuvor, eh'r aus'n Walddickicht rauskam, enn Lokomotivenpfiß gehört hätt. Na, 'r kam off dann klánn Bahnhuf a un — 's Gelick verläßt kenn Deitschn —

3. Beim Hobuschguster

Heute sollte der Schmuggelgruhl begraben werden. Der Leichenhans hatte Bahre und Sargtuch vor das Haus getragen und kehrte von da nach dem Kirchhof zurück, um bei der Beerdigung behilflich zu sein und nachher die offne Grube zu verschütten. Er traf seinen Herrn und Meister, der nachsah, ob alles sich in gehörigem Stande befände. Still, wie immer, legte er die Seile und Unterlagen zurecht; der Klapperbein duldete keine überflüssige Unterhaltung, und es war daher für den schweigamen Gehilfen ein Ereignis, als er die Frage hörte:

„Ist der Richterbauer noch nicht aufgewacht?“

„Erst seit einer Stund ist er wieder lebendig. Ich traf die Magd, die mirs gesagt hat.“ (Fortsetzung folgt.)

do schtieht aa schu, alle Woong un de Kuppee schie hall erleucht', sei Zug. Dorüber, doß garniemand in dann Zug eischtieg, hoot sich mei Edeward káne Gedankn gemacht, aa über die sonstige Ruh off dr Shtation net. 'r machet sich ene Rupeetür auf un schtieg in ä Rupee, wos leer un wos ne gerode racht war, nei, machet aa, domit 'r möglichst off dr Fahrt net geschárt wur un e Nickerle machen kánn, de Rupeetür hinner sich zu. Bei dar Gelag'nhat hätt'n bald wieder nausgedreht, weil sei Kopp pardu wieder naus wollt ins Freie. Enn Biletoknipser hatt 'r beim Eischteign nett gesehe. Mei Edeward hatt sich in ener Eck in dann Rupee neigesetzt un lauret nu in sein Halbdusel off's O'fahrn. 'r war orndlich fruh, wie off emol su e Rukschlenkrich durch dann Zug ging un dar sich drauf in Bewegung seket. Mei Edeward macht de Mang ewing auf un merket, doß dar Zug rückwärts ging. Na, dacht 'r, do ward, wie's scheint, erscht e bissel gerangschiert. Su warsch aa. Dr Zug hielt nooch ener Weile un dodernooch wieder su e Ruks, doß ne Edeward sei Kopp an dr Rückwand napauzet, un dr Zug fuhr wieder vorwärts, weil dr Lokomotivenpfiß wieder von vorne kam, wie dr Edeward wieder wagtrieget. Dr Zug hielt nooch ener Weile wieder vorm Shtationsgebeid'. Nooch e paar Minuten gob ener von die Schaffner enn Pfiff off seiner Pfeif, die Lokomotiv pfiß aa — dr Edeward tat ewing nausblinzeln — e Ruks durch ne ganzn Zug durch, dar seket sich wieder in Gang un — dr Edeward wur wahrhaftig bald nichtern un dacht virn Mangblid', 'r wár schu off árnge eener Koppshation, wu noch mehr gerangschiert warn muß — dr Zug fährt wieder rückwärts. Im Wald drinne hält 'r wieder, e paar Pfiff draußen un wieder vorne un dr Zug fährt wieder ne Licht entgegn un hält wieder vorm Shtationsgebeid. Ihe hätt 'r aber mein ziemlich nichtern gewurne Edeward sahe solln: ans Fenster na, dos aufreißén un nauschreie: „Wos is mr dá dos fir ene neimodische Fahreerei? Fir mei Bald will ich ehemme fahrn un net ewig lang auf Eirer Ruhblót hie un harlahrn. Wenn'r net bald macht, doß fortgieht, tu ich mich beschwer'n in Berlin, do war'n Eich schie Bää gemacht warn“ Off dos Geblát hie kam nu off emol ieber de Schiene har su áner mit áner ruten Müß un sah: zum Edeward: „Was machen denn Sie hier in dem Zuge und wie kommen Sie überhaupt hier herein?“ Dodrbei machet dar Müzenmaa aa schu de Rupeetür auf un kommandieret: „Kommen Sie 'raus!“ Mei Edeward, dann doch net ganz wuhl wur, freeget nu noch ganz desperat: „Nu, sogn Se mr nár emol: is dá dos do net dr Zug nooch Annebarg? Ich siß doch nu schu ene ganze Shtund dohierten drinne un im die Zeit fährt doch dr lezte Zug dortnhie!“ „Na, mein Lieber“, hoot do dar Rutmüßige gefah, „da haben Sie sich aber da drüben ordentlich verspátet, Ihr Zug ist schon vor einer dreiviertel Stunde abgefahen, der hier ist ein Leerzug, mit dem Sie keinesfalls fahren können; da müssen Sie wohl oder übel heimreiten — auf Schusters Rappen, wenn's geht!“ Mei Edeward, dar inzwischen aber nu ganz nichtern geworn war, hätt' am liebsten geflescht, aber wos half's: ar muß in dann sauern Neppel beißen — mit'n Retourbillet in dr Westentasch — dann annerthalbstündigen Fußmarsch nooch drhemm atreten. Bluß dar Gedanke hot'n getróst, doß unnerwags in Kienischwall noch die oder gene Kneip auf sei wür un 'r sein'n mittlerweile wieder erwachten Durst löschen kónn. Wenn 'r ehemme komme is in dare Nacht, wáß 'r heit noch net, müd' un zerschlogn war 'r e paar Tog lang, aber an die böhmische Fahrt oder vielmehr dann Marsch denkt 'r ihe noch nett gern zerid.

Reg, Abg.

Bilder aus der Heimat

Unsere Buchholzer Friedhofskapelle.
 die, wie so viele alte Gebäude unserer Heimat der „Sächsischen Heimatschutz“ unter seine Obhut genommen hat und die jedem Besucher unserer Stadt im Rahmen des Gesamtbildes, welches sich angesichts des hohen Buchholzer Waldes, des stillen Bergfriedhofes etc. bietet, zur stillen Andacht zwingt, ist — wie wir schon mitteilten — einer gründlichen inneren und äußeren Renovierung unterzogen worden. Dieser Arbeit der Erhaltung des alten geschichtlichen Bauwerkes, die auf Anregung des Herrn Pfarrer Sattow und des Kirchenvorstandes geschehen ist, dürfen wir Buchholzer uns dankbar freuen. Im schmucken Gewand schaut das alte Kirchlein uns an, gleichsam, als freue es sich selbst der Anhänglichkeit seiner Buchholzer, die sich auch in der modernen Zeit und im Zeitalter neuzeitlichen Baustiles dieser alttümlichen Kapelle nicht schämen, sondern eben stolz sind auf das Denkmal aus alter Zeit, welches uns erzählen kann von den Bergleuten, zu deren Lebzeiten es ja entstanden ist. Jeder Bergknappe, so erzählt die Geschichte, mußte zu dieser Kapelle aus dem Inneren der Erde einen



gutbehauenen Stein zur Baustelle tragen. So soll sie entstanden sein unter der Mithilfe frommer Bergknappen, die unsere Vorfahren gewesen sind. Viel Freud und Leid unserer Stadt hat sie gesehen. Die Bilder ihres schlichten Altars sind, wenn auch sie noch katholischen Ursprungs sind, von hohem geschichtlichen Wert und erzählen aus der Vergangenheit und von der Schutzheiligen unserer Stadt. Mit Grauen hört man auch erzählen von dem alten Pestacker, der vor der Kapelle, dort, wo heute neben den Werner-Häusern die Schrebergärten angelegt sind, sich befunden hat. Wenn wir in alten Geschichtsbüchern nachschlagen, so finden wir, daß diese alte Friedhofskapelle im Leben unserer alten Buchholzer eine gar bedeutsame Rolle gespielt hat. Auch heute vertrauen wir ihr ja beim Heimgang lieber Angehöriger unser ganzes Herzeleid noch an und fühlen uns in den alten Mauern der Kapelle mit unserem Leid wohlgeborgen, wohlgeborgen jetzt erst recht, nachdem das Kirchlein von fachkundiger Hand wieder so schön instandgesetzt worden ist. Des freuen wir Buchholzer uns von ganzem Herzen.

Unsere Buchholzer im Heimatwald.

In diesem Herbst herrscht in dem sonst so stillen Buchholzer Wald ein recht reges Leben. Brachten wir schon neulich ein Bild von unserem Buchholzer Arbeitsdienst, der fleißig im Walde schafft und den Boden auflodert, um das Wachstum unserer jungen Aufforstung überall zu fördern, so sind — wie wir auf nebenstehendem Bilde sehen, — auch Waldarbeiter und Holzholer am Werke, überall das dürre Reisig auszuästen und den engstehenden Waldbäumen Luft zu verschaffen. Diese Arbeit im Heimatwald schafft nebenbei fröhliche Menschenkinder. Wem wollte da angesichts unseres schönen Waldes auch nicht das Herz aufgehen in frommer Andacht vor dem großen Meister, der ihn — den grünen Wald geschaffen hat. „Wer hat Dich, Du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben . . .“ Wie stolz er sich aufbaut unser Heimatwald, gleichsam als wirkungsvoller Hintergrund der alten Bergstadt, die er zu betreuen hat, seit alter, alter Zeit. Wer mit den alten Baumriesen, die noch hie und da in unserem Buchholzer

Forst stehen, einmal ernstlich Zwiesprache hält, dem können sie erzählen von alter Zeit. Ein ganzes Stück Heimatgeschichte

rauscht an uns vorüber, wenn wir nachdenklich dem hohen Giebel lauschen, welches der Wind in den Wipfeln der Bäume singt, ein Lied, welches zugleich aber auch eine Predigt hält, all den Menschen, die da hinausgehen in den Wald mit dem Gedanken an die Größe der Schöpfung und an den großen Baumeister aller Welten. Und diese Sprache redet der Heimatwald zu Arm und Reich, zu allen, die ihn, sei es gelegentlich eines Spazierganges oder wie hier im Bilde zum Einholen von Holz oder zur Leistung irgendwelchen Arbeitsdienstes, aufsuchen. Schaffen im Heimatwald bringt frohe Men-



schenkinder und echte erzgebirgische Zufriedenheit, wie sie unseren Erzgebirglern, die ja von alters her mit ihrem Heimatwald eng verbunden waren, trotz aller Not der Zeit erhalten geblieben ist. Gott schütze unseren Wald u. erhalte uns seine stumme Predigt vom Walten des Schöpfers u. von den Wundern seiner Werke.

